

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 29 (1942)
Heft: 10-11: St. Gallen I

Artikel: Von Gallus zu Notker : vom Werden einer Kultur
Autor: Linder, Josef
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-530410>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gaben ähnlicher Art. Dies ist edler Dienst am Glauben und an der Heimat.

*

Unsere Gedanken wandern 1300 Jahre zurück. — Waldwildnis überall! Von den Felsen im Süden stürzt das Flüsschen Steinach durch eine Schlucht in die Tiefe. Wo es die Talsohle erreicht, steht einsam eine Zelle, rohgezimmert und notdürftig gedeckt. In ihr kniet und betet der heilige Gallus, eine hagere Gestalt in wallendem Bart. In einer Tasche um den Leib trägt er das Evangelienbuch und andere lateinische Handschriften, die ihm für das tägliche Gebet und die Predigt dienen. Mit ihnen und seiner herben Frömmigkeit durchleuchtet der Heilige die Wildnis und sät in ihr den Samen des Christentums.

Heute, nach mehr als einem Jahrtausend, wölbt und türmt sich über der Stätte der einstigen Zelle eine herrliche Kirche, die weit und breit ihresgleichen sucht. Aus der schlichten Büchertasche des grossen Heiligen aber ist eine kostbare Bibliothek geworden, welche die Wissenschaft und Weisheit von Jahrhun-

derten birgt. — Aber mehr und kostbarer als dies: Aus der einfachen Zelle des Einsiedlers in der Wildnis ist eine mächtige Gemeinde von Gläubigen erwachsen, die in blühenden Pfarreien nach seinem Glauben weiter lebt und wirkt.

Dieses schönste Erbe des heiligen Gallus liegt mit allen anderen heute in treuen Händen und möge durch seine Fürbitte weiterleben durch die Jahrhunderte.

St. Gallen.

August Lehmann.

Literatur:

Das Kloster St. Gallen von Bischof Aloysius Scheiwiller †.
Kolumban und Gallus von Fritz Blanke.
Der mittelalterliche Mensch von Hofmann.
Deutsche Dichter des lat. Mittelalters von Winterfeldt.
Die Stiftsbibliothek St. Gallen von Dr. Ad. Fäh (Neujahrsblatt des Historischen Vereins).
Die Ekkehard-Chronik von St. Gallen (Casus Sancti Galli), in deutscher Uebersetzung — von Pl. Bütlar.
Kloster und Stadt St. Gallen im Spätmittelalter von Dr. W. Ehrenzeller.
St. Gallen im Zeitalter des Klosterbruchs und des St. Galler Krieges von Dr. W. Ehrenzeller.
St. Gallen und Appenzell, Bd. 7 der Sammlung „*Die Schweiz in Lebensbildern*“.

Von Gallus zu Notker

(Vom Werden einer Kultur.)

Wie sollte es den, der Volk und Heimat liebt, nicht stets von neuem drängen, die Verbindung herzustellen zwischen Vergangenheit und Gegenwart! Gonzague de Reynold wird nicht müde, es uns wieder einzuhämmern: Die Gegenwart ist nur ein flüchtiger Augenblick im Leben eines Volkes, ist ein Blatt zwischen Himmel und Erde, das der Wind verweht. Was wir sind und bedeuten, was wir vor Gott, der Welt und uns selbst als Volk gelten, das ist nicht unsere Leistung allein, sondern ebenso das Erbe von 30 bis 40 Generationen, das wir treulich verwalten. Gewiss haben wir Grund genug, uns kraftvoll und mutig mit der etwas aus den Fugen geratenen Gegenwart zu beschäftigen. Aber wenn dies recht geschehen soll, müssen wir sorgsam aus der Vergangenheit heraus wei-

ter entwickeln, aus den uns innenwohnenden Grundkräften heraus. Die erste dieser Grundkräfte, die hier ein gutes, beneidetes Volk entstehen liessen, ist das Christentum, die zweite aber ist aus diesem abgeleitet und heisst: Freiheit.

Wohl auf keinem deutschstämmigen Raum sind die Grundlagen zu einer günstigen Entwicklung des Christentums so gut gelagert gewesen wie auf dem der heutigen Schweiz und besonders auch in unserem engern kleineren Staatsgebilde des Kantons. Als die Alamannen hier ums Jahr 400 anfingen einzuwandern, trafen sie vielerorts bereits keltisch-römische und rätsisch - römische christliche Gemeinden, die sich freilich gegenüber früher in der Bevölkerungszahl gelichtet haben mochten, weil man sich dem eindringenden Barbaren gegenüber nicht immer eines Guten versah.

Von diesen Gemeinden ging auf die neuen deutschen Sippen ein wohltuender Einfluss aus. Wenn diese freilich den ihnen notwendig scheinenden Boden, Weide und Wald, beanspruchten, so nahmen sie doch mancherlei Kulturgut von ihnen an, und die sehr zahlreichen Reste römischer Sprache in heute ganz deutschem Gebiet sind nur so zu erklären, dass die alamannische Besiedelung langsam vor sich ging, in der Art, dass die ersten wenigen Siedler römisches Wesen selber annahmen, soweit es ihnen passte, so namentlich eine Menge von Benennungen von Hantierungen und Werkzeugen, die sie erst im Kontakt mit der alten Bevölkerung kennen lernten. Dazu gehören auch sehr viele Benennungen von Oertlichkeiten. Erst als das deutsche Element immer zahlreicher unsere grossen Flüsse herauf gewandert kam, geriet das alteingesessene Volk allmählich in die Minderheit, und die deutsche Herrschaft tat das Ihrige dazu, dass deutsche Sprache und deutsche Herren hier die Macht gewannen. Aber da war der Sieg des Christentums bereits entschieden. Wir halten aber fest, dass dort, wo römisch-christliche Siedlungen bestanden hatten, bereits auch mildernder Einfluss auf die noch etwas ungefüglichen blonden und roten Barbaren festzustellen ist. Wo dieser Kontakt nicht vorhanden war, wo die Alamannen unbebautes Land in Besitz nahmen, also in Gegenden, die von den sichern Römerstrassen abgelegen waren, entstand eine rein heidnisch-germanische Kultur, da lebten die pagani, die Landleute oder Bauern, oder, wie die Deutschen sagten, die Heidebewohner, was bei uns etwa soviel hiess wie: die Leute in der Wildnis.

Und so sehen wir denn auch, dass der heilige Gallus um 600 ein doppeltes Volkselement hier findet: Rätorömer und Germanen, Christen und Heiden. Er kam aus einem Lande, das sich ganz allein, ruhig und stetig, zu einer Höchstform christlicher Kultur hatte entwickeln können. Die Stürme der furchtbaren Völkerwanderung hatten es verschont. Wir wissen, sie fanden in Tuggen und Bregenz hartnäckige Heiden, die sie vertrieben. Gallus aber fand ob dem Bodensee eine gutartigere Bevölkerung. In der nächsten und wohl weit herum einzigen christlichen Gemeinde Arbon wurde lateinisch

und deutsch gepredigt. Es wohnten also Alt- und Neusiedler einträchtig beieinander. Aber im Arbonerforst, der sich vom See bis ins Alpsteingebirge hinauf erstreckte? Dass da schon viele Alamannen gesiedelt hätten, ist kaum anzunehmen. Sie werden zunächst das Unterland in Besitz genommen haben und nahmen nur allmählich, der Not gehorchnend, Sitz im Gebirge, das ihnen ungewohnt war. Sie kamen ja ursprünglich vom Flachland her, von der Gegend, wo heute Berlin ist. Dann wanderten sie ins Maintal, das gelobte Land, wo schon damals Weizen, Wein und Honig floss, und erst von dort vertrieben, wurden sie ins Elsass und in das Hügelland Schwabens gedrängt. Was noch hier war, waren Römer, Räter, Kelten und ihre Mischungen. Man sehe sich die heutigen Appenzeller an, die viel freier blieben von späterer Einwanderung aus der alamannischen Bodenseegegend. Die einen sind rabenschwarz, mit kühnem römischem Profil. Die andern klein, rötlichen Haars, mit grauen Augen: Kelten, richtige alte Helvetier. Aber Heiden waren sie zu Gallus' Zeiten wohl alle: Pagani, Leute der Wildnis.

Das war Geschichte. Und nun kommen wir zur Legende. Es ist für den St. Galler unmöglich, das Bild des hl. Gallus mit dem Bären ohne innere Bewegung und Rührung anzusehen. Die kluge Forschung weist diesen Zug aus der Geschichte in die Legende. Die Ueberlieferung der Völker aller Länder, und dazu auch Zeugen neuester Zeit, wissen so oft von geheimnisvoller Macht seltener Menschen über das Tier zu erzählen, dass es nicht nötig ist, nur an den gleichnishaften Sinn des Bildes zu denken. Columban und seine Genossen haben auf ihren Wanderungen durch das halbe entvölkerte Europa wohl tausendmal unter freiem Himmel der Wildnis geschlafen. Sie trugen den Wanderstab, Reliquienkapsel, Speise- und Büchertasche, nie ist von einer Waffe die Rede. Der tiefe, strenge Blick und das fremdartige Aussehen der tätowierten, bis auf einen kleinen Büschel Haars geschorenen Männer mag jedes Tier gebannt haben. Wie sollte ferner der hl. Gallus, da heute einzelne Männer über Millionen wie über Hosenknöpfe verfügen können, wie sollte der hl. Gallus nicht imstande gewesen sein, einen simplen Zottelbär aus dem

Bäreneggwalde zum Gehorsam zu zwingen, er, der den Laut jedes Tieres und den Pfiff jedes Vogels kennen musste? Doch kehren wir zum tiefen gleichnishaften Sinn zurück, der seinen Wert über alle Jahrhunderte behalten hat. Da ist Gallus: der durch das Christentum geadelte, der hochgeistige Mensch. Vor ihm, in dankbar dienender Stellung die dumpfe, unerlöste Kreatur. Rührendes Sinnbild des weder durch Taufe, noch christliche Kultur zu erhöhtem Dasein erwachten, gutmütigen Volkes. Diesem haben der hl. Gallus und seine Nachfolger bis zum fru- rigen Jahr der Aufhebung des Stiftes das geistige und leibliche Brot gereicht. Und aus dem heidnischen ist ein gutes christliches Volk geworden, das niemals einem andern vor die Sonne gestanden ist, sondern in Frieden und aus eigener Kraft sich zu dem emporgeschafft hat, was ihm heute noch beim Vater der Christenheit im hl. Roma Liebe und besondere Achtung eingefragt hat. Die mehr als tausendjährige Herrschaft unter dem Krummstab hat das St. Galler Volk geformt. Sankt Gallus war ein gütiger Vater, und der Bär war, von einigen nicht unverständlichen Rückfällen abgesehen, seines Loses zufrieden. Unter dem Krummstab war gut leben.

Aber gehen wir nun, nachdem wir wissen, dass alle Gegenwart nur Ring in der Kette ist, zurück in die hohe Zeit des Klosters. Tun wir es an Hand von Bischof Aloisius selig, des hochverdienten Förderers der Klostergeschichte. Ach, er lebte so stark in ihr, dass wir gar manchen Zug, den wir bei den Barockäbten des Klosters finden, bei seiner Wirksamkeit bemerken können: Die unauffällige, tiefe Frömmigkeit, seine Aufgeschlossenheit für die Dinge des Schönen, seine Volk- und Naturnähe, seine Leidenschaft für das Gute, seine Güte und Friedensliebe, seine Geistigkeit, mit der sich die Bescheidenheit und Demut des hohen Prälaten verband. Denken wir daran, dass sein letztes Buch, das er sich für seine St. Galler vom Herzen schrieb, in jeder kathol. Familie Hausrecht haben sollte. Er hat uns das lebendigste Bild unserer Vergangenheit geschenkt, weil er sie kannte und liebte.

Das Kloster St. Gallen hat mehrere grosse Zeiten erlebt, und jede ist bedeutsam in ihrer Eigenheit. Die berühmteste ist aber doch die

des Doppeljahrhunderts vor und nach dem Einfall der Ungarn, also etwa die Jahre 800 bis 1000. Um 650 starb der hl. Gallus. Von seinem Grabe strahlte das Licht der Heiligkeit zurück bis in seine ferne Heimat. Immer wieder kamen Iren von fern her und befruchteten das kleine, aber bereits bedeutsame Klösterlein mit dem Tau asketischer Strenge und Grösse. Aber auch die Alamannen stossen gleichzeitig in unsern Gegenden vor, werden immer zahlreicher. Und um 730 erhält bezeichnenderweise St. Gallen einen Mann deutscher Abstammung, der am Hof des Churer Bischofs ausgebildet wurde, zum Vorgesetzten. Es ist Sankt Othmar, der die Benediktinerregel einsetzte. Seine erhabene Leidenszeit ist uns allen bekannt. Aber was wir festhalten wollen, ist dies: St. Othmar, dies bedeutet den ersten Zusammenprall zwischen geistlicher und weltlicher Macht. Herzog Kunzo siegt scheinbar, aber siehe, Vater Gallus verlässt die Seinen nicht. 100 Jahre später wird die Abtei frei von der Bevormundung des Herzogs, und Abt Gozbert erstellt jenen berühmten Münsterbau, dessen Plan heute noch das Entzücken aller Kunsterfahrenen ist. Noch zu dieser Zeit hört man von irischen Lehrern, etwa dem Mönch Möngal, der hier den Namen Marcellus bekam. 30 irische Codices, jeder ein Vermögen bedeutend, zählt bereits 850 die Klosterbibliothek. Die Schüler dieser Iren tragen aber schon lauter deutsche Namen. Das Christentum hat auch im alamannischen Volk tief Wurzeln gefasst, von nun an kann es fremder Hilfe entraten, die Schüler sind ihren Meistern entwachsen. Wir nennen nur die deutschen Aebte Gozbert, Burkhardt, Engelbert, die deutschen Mönche Notker den Stammler, Tuto-tilo, Ratbert, im andern Jahrhundert die Ekkehardre, vier an der Zahl, Folkhart, Sintram, Notker den Deutschen. Hohe Zeit, da des Klosters Ruhm über das ganze Abendland strahlt. Zeit, da der klösterliche Mensch innigste Gottverbundenheit mit christlicher, mutiger Weltfreude vereinigt. Der Mensch lebt freilich in der Welt. Aber es ist Gottes Welt, und man weiss, wie man sich darin zu benehmen hat. Auch das Schönste in ihr ist nur ein Abglanz, ein Hinweis auf die Freuden derer, die im Frieden Gottes sind.

Wir haben gesehen, wie auf unserm heimatlichen Boden junges deutsches Volkstum auf römischer und keltischer Grundlage zu einer Hochform christlicher Kultur gelangt ist. Lasst uns nun das leuchtendste Gestirn am Himmel klösterlichen Glanzes betrachten. Notkers Gestalt, wie sie in einer Nische der Süd-Mauer des Domes steht, ist ganz nach der st. gall. Ueberlieferung geschaffen: Aristokratisch-vornehm, ganz durchgeistigt. Er war von etwas nervöser Art, daher sein Sprachfehler, aber ein umso stärkerer Geist lebte in dem zarten Körper. Er war ein tieffrommes Gemüt und hatte, gerade wegen seines gottverbindenden Einflusses auf Schüler und Mitmenschen, mit argen Anfechtungen des bösen Feindes zu kämpfen. In allen ältern Darstellungen Notkers wird die Szene gezeigt, wie er den Arglistigen in Gestalt eines Hundes mit dem gesegneten Stab in die Flucht schlägt. Wir wissen auch, dass solche tieftraurige Szenen im Leben eines Heiligen vorkommen, z. B. im Leben des Pfarrers von Ars, und bedeutende Schriftsteller, wie Bernanos nehmen diese Dinge buchstäblich ernst, nicht nur als Gleichnis. Notker der Stammel ist, wie man heute allgemein annimmt, 840 in Johannes-villare, in Jonschwil geboren, wo sein Bruder bei Bettelau ein Gut besass, und starb, 72jährig 912. Er kam früh nach St. Gallen und muss ein Schüler von engelhaftem Wesen gewesen sein. Auch den späteren Mönch und Lehrer schildert Ekkehard, der Klosterchronist, als den sanftesten Menschen, bescheiden, stets freundlich und den Frieden im Herzen. Als solcher wäre er ein grosser, aber freilich der Welt unbekannter Heiliger geblieben. Was seinen Namen in der Geschichte der Kunst und Kultur für alle Zeiten berühmt gemacht hat, das ist sein neuschöpferischer Beitrag zur Musik und zur Dichtkunst. Bisher hatte man sich in dem Gottesdienst streng an die überlieferten Melodien und Strophenform gehalten, wie sie der jüdische Orient und die straffe Ordnung Roms schufen: Psalmen und Choral. Es sind grossartige Melodien und Dichtungen, die heute noch dem Gottesdienst dienen. Aber in jedem jungen Volk regen sich neue schöpferische Kräfte, die auch von Gott sind. Notker ging von der langgezo-

genen, oft drei- bis vierzeiligen Alleluja-Melodie des Graduale aus. Die war den Alamannen nicht zusagend. Notker nahm diese Alleluja-Melodien — wir hören sie in jedem Hochamt — als Motiv, schuf daraus eine selbständige Melodie und dichtete dazu einen Text in ganz neuartigem Strophenbau, der zur Feier des Tages passte. Das sind seine berühmten Sequenzen zum Osterfest, zu Pfingsten, Weihnachten, zum Feste Johannes des Evangelisten, der Unschuldigen Kindlein usw. 50 solche Sequenzen werden ihm zugeschrieben, aber ein Teil von ihnen stammt von seinen Nachahmern.

Hören wir als erste die gedankentiefe Weihnachtssequenz.

Wundersam Sein und wunderumkleidet, nimmst Dir zu eigen, was nicht Dein Wesen, bleibst ungeändert, was schon Du warst; Siehe, die Gottheit wird neu umwandet mit eines Menschen sterblichem Leben, Wunder unfassbar, Tat nie gehört.

Die berühmteste war aber die vom Tode, *Media Vita*, die im St. Gallischen heute noch an der Prozession der Bittwoche und an der Vesper des Gallustages gesungen wird. Man kannte das Lied im Mittelalter in ganz Europa, es wurde Wallfahrts-, Pest- und Kriegslied, ja man schrieb seiner düstern Melodie sogar Zaubermacht zu, und es musste darum zeitweise verboten werden. Betrachten wir seinen Text in der Uebersetzung Winterfelds, des grössten und entsagungsvollsten Forschers der lateinischen Poesie des Mittelalters.

Media vita.

Mitten im Leben im Tode sind wir
Wen suchen wir als Erretter
Ausser Dir, Ewiger, [zürnen magst?
Der ob der Sünden du mit Recht uns
Heilger Gott Du, Heiliger, starker,
Heilger und erbarmender
Erlöser,
Dem bittern Tod übergib uns nicht!

Das ist letzte Hinwendung des zu Tode erschrockenen Gemütes zu Gott hin. Die Klosterüberlieferung erzählt, Notker habe dieses Lied gedichtet beim Bau einer Brücke über das Martinstobel, da die zimmernden Brüder stän-

dig in Todesgefahr schwebten *. Wir haben schon gehört, er war ein tieffrommer Mönch und ein Künstler von ungewöhnlicher Empfindungsfähigkeit. Wir werden das bestätigt finden in seiner Ostersequenz.

Ostersequenz des hl. Notker.

Auf glomm der Tag, der
gottgeschaffene,
den Tod vernichtend, den Seinen als Sieger
erscheinend, den Liebenden lebend,
erst der Maria,
drauf der Apostel Schar,
lehrend die Schriften, die Herzen öffnend,
dass alles Verschlossne aufsprang.
Dem aus der Grabesnacht
auferstandnen Heiland huldigt die Natur:
Blum und Saatgefild
sind erwacht zu neuem Leben.

Der Vogel Chor
nach des Winters Rauhreif singt sein Jubel-
Heller strahlen nun [lied.
Mond und Sonne, die des Heilands Tod ver-
und im frischen Grün [stört,
preist die Erde den Erstandnen,
die, als Er starb,
dumpf erbebend ihrem Einsturz nahe schien.
An diesem Tage
lasst uns alle jubeln,
da uns den Weg des Lebens
erstehend Jesus aufgeschlossen.
Frohlocken sollen Sterne, Meer und Erde,
und alle Himmelschöre
Jubellieder singen
Gott in der Höhe!

(Uebersetzung von Winterfeld, abgedruckt
in Singer, Literaturgeschichte der deutschen
Schweiz im Mittelalter. Francke, Bern.)

Wir haben hier, die Darstellung des Dogmas
umkränzend, ganz neue Töne. Es ist das Welt-
und Naturgefühl, das mitten in dem geistlichen

* Media vita ist keine eigentliche Sequenz und befindet sich auch nicht unter den Notkerschen Sequenzen. Das Lied erscheint erst etwa 300 Jahre später zum erstenmal und wird deshalb von der exakten Forschung dem hl. Notker abgestritten. Winterfeld aber sagt mit Recht, dass ohne den bedeutsamen Vorgang Notkers die Media vita kaum möglich gewesen wäre, und so bleibt ihm eben doch der Ruhm der indirekten geistigen Urheberschaft.

Gesang durchgebrochen ist. Aber diese Naturfreude ist geheiligt, nicht irdisch. Wie sein gleich gesinnter Freund Tutilo weiss Notker: Die schönste Freude dieser von Gottes Liebe geschaffenen Welt ist nur kostbar im Hinblick auf Gott. Die Erde, ein Gedanke, ein Werk Gottes, dessen wir uns freuen sollen, das aber auch in seiner Gesamtheit teilnimmt an seinem Lobe, seinem Preis. Wann je hat der Mensch Gottfreude und Weltfreude so innig und vollkommen zu vereinigen gewusst? Wir müssen warten, bis um 1226 im Gebirge Umbriens der hl. Franz von Assisi, ebenfalls Dichter und Heiliger, seinen wunderbaren Sonnengesang dem lieben Herrn zum ewigen Preise singt. (Die Ostersequenz, die heute gesungen wird, Victimae pascali laudes, ist jüngeren Datums. Sie stammt aus dem XI. Jahrhundert und ist von Wipo, einem französischen Mönch gedichtet.)

Notkers Bedeutung ist ungeheuer. Er steht als kühner Neuerer am Anfang unserer modernen Musik und Lyrik, ist der Wegbereiter des geistlichen Dramas, aus dem das weltliche Drama entstand. Dies näher auszuführen, ginge zu weit. Wir müssen uns an die Professoren Wagner (Fryburg) und Singer (Bern) halten, Welch letzterer erklärt, dass kein schweizerischer Dichter und Komponist in Raum und Zeit eine so folgenschwere und mächtige Wirkung ausgeübt habe wie unser Notker. Soviel von seiner geistlichen Dichtung.

Weiss man aber auch, dass er ein wunderbarer Erzähler war, der alle Finessen der echten Kunst beherrschte? Das bewies er in seinem Büchlein über Karl den Grossen, in dem er den verehrten Kaiser so schilderte, wie die Meinung von ihm im Volke umging. Erst in neuerer Zeit, da man in der Biographie nicht bloss den historischen, sondern auch den künstlerischen und den volkskundlichen Wert sucht, hat man sein Karlsbüchlein als kostbarste Perle der Erzählkunst so recht zu schätzen begonnen.

Als Abt Ulrich 1215 in Rom weilte, erstaunte er nicht wenig, als ihn der grosse Papst Innocens III. des näheren über Notker befragte, dessen Sequenzen er bewunderte. Innocens fadelte den Abt, dass man in St. Gallen sich nicht um die Heiligsprechung eines solch grossen, hei-

ligen, um die Kirche verdienten Mannes bemühe. Die Sache blieb in der Folge doch liegen. Erst 200 Jahre später, kurz vor der Reformation, vollzog Bischof Hugo von Konstanz im Auftrag von Papst Leo X. die Heiligsprechung. Sein Fest ist am 6. April.

Am Anfang der grossen schweizerischen Dichtung steht ein Mönch. In Jonschwil, dort wo der Weg sich senkt in jähem Abstieg zur Thur, steht sein bescheidenes Denkmal. Und am Endpunkt derselben schweizerischen Dichtung steht wieder ein Mann im Priestergewand, Heinrich Federer, der Dichter, Wohltäter und Priester von Jonschwil. Beide schmächtiger Gestalt und beide zeitlebens mit den Leiden eines gebrechlichen Leibes kämpfend. Beide mächtig des Wortes und der Jugend mit ganzer Seele zugetan. Und ist der Spätgeborne in seiner Bedeutung auch nicht mit einem Notker zu vergleichen, so wird der heilige Mönch den Dichter-Kaplan in der ewigen Heimat als Landsmann und Zunftgenossen doch mit Freude begrüßt haben, und wäre es auch nur wegen seines letzten innigen und wahrhaft vollkommenen Gedichtes von der Gottessehnsucht, die den Früh- und den Spätgebornen im Geiste vollkommen eint:

Ueber sieben Bäche geht es
Herz, mein Herz, zu Dir,
Und mit sieben Winden weht es
rauh entgegen mir.

Doch dann wird an Deinem Pförtchen
Alles gut und still,
Wenn ich harre mit dem Wörtchen:
Herr, tu auf, ich will!

St. Gallen.

Josef Linder.

Literatur:

Für unsere Darstellung sind wir folgenden Büchern zu Dank verpflichtet:

Paul Winterfeld: Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters. Verlag Beck, München. (Das grundlehrende Werk über diesen Stoff.)

Samuel Singer: Literaturgeschichte der deutschen Schweiz im Mittelalter. Verlag Francke, Bern.

Singer-Wagner: Die Dichterschule von St. Gallen. St. Gallen in der Musikgeschichte. Verlag Huber, Frauenfeld.

Alois Scheiwiler, Bischof: Das Kloster St. Gallen. Verlag Benziger, Einsiedeln und Leobuchhandlung, St. Gallen.

Eine gute Auswahl von Texten gab kürzlich heraus:

Paul Baldegger: St. Galler Klosterdichter. Verlag Rentsch, Erlenbach. (Sammlung „Sprachgut der Schweiz“.)

Die Inselbücherei gibt in einem ebenfalls billigen Bändchen Notkers Geschichten Karls des Grossen.

Cantate Domino. Für den Jugendgottesdienst. Enthält 2 st. gallische Choralmessen, die Engelmesse, 3 Ite missa est, Ave verum und Notkers Media vita. 1942. Herausgeber: Pfarrektor M. Weder.

SCHWEIZER-GEbet

(Zum Eidg. Betttag)

Ich will in kampfdurchtobter Zeit
Mein Herz zu Gott erheben:
Du hast dem Land im Völkerstreit
Die Retterhand gegeben;
Hast es geführt durch Sturm und Nacht
Und ihm sein täglich Brot gebracht —
Dies dank ich Dir im Leben!

Der Väter Geist im alten Bund,
Lass stets ihn uns umwehen —
Und lass die Kraft aus Grat und Grund
Aufs neu' in uns erstehen!
Der Ahnen Treu', die Wege wies,
Ihr Feuer, das kein Sturm zerblies,
Soll nie in uns vergehen!

Nimm hin der Lehrer Dankgebet
Als eidgebund'nes Zeichen:
Dass wir, auch wenn die Not umgeht,
Kein Jota von Dir weichen.
Der Festigkeit von Grat und Firn,
Dem hellen Lichte im Gestirn —
Will unser Leben gleichen.

V. John, Appenzell